

China und das Christenthum.

„Und Sina, Herr und Sina?“ so rief sterbend der große Apostel Indiens Franz Xavier, als er vor dreihundert Jahren, (den 2. Dez. 1552), auf der Insel Sancian, im Meerbusen von Canton, im Angesichte der Küste dieses Landes seine erfolgreiche, glänzende apostolische Laufbahn beschloß. Und Sina, so fragt abermals mit banger Besorgniß jetzt jedes christliche Gemüth bei der Nachricht von den Gefahren, die den katholischen Missionen daselbst den neuesten Berichten ¹⁾ gemäß drohen. Die Siege der Engländer hatten den Fremden den Eingang in dieses verschlossene Reich erzwungen, Frankreichs Gesandter hatte einen der christlichen Religion günstigen Vertrag zum Abschluß gebracht, den man selbst protestantischerseits auf Betrieb des, (vor einigen Monaten verstorbenen), englischen Dollmetschers und Bibelvertheilers Dr. Gützlaff zu benützen Wiene machte; die Ankunft neuer Arbeiter in den Missionen, und die erfreuliche Ausbreitung des Vereines der Kindheit Jesu schienen zur Hoffnung zu berechtigen, daß, nachdem den bisherigen Verfolgungen endlich ein Ziel gesetzt, der durch das Blut so

¹⁾ S. Abendblatt der W. Zeitung Nr. 172. u. österreich. Volksfreund Nr. 73. 74.

vieler Martyrer befruchtete Same des göttlichen Wortes auf dem, nach der Schilderung der Missionäre so empfänglichen, Boden China's kräftig ausblühen werde. Da dringen auf's Neue die Klagen der Missionäre, (in den Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens), zu uns, daß die alten Reichsgesetze wider die Christen abermals in Kraft bestehend erklärt worden, daß in der nun schon in's dritte Jahr andauernden Insurrektion die Christen von beiden Seiten in's Gedränge kommen, und mehr als je verfolgt werden, ja daß in der Verfolgung auch schon Opfer gefallen seien, so daß menschlichem Urtheile nach die großen Hoffnungen auf eine schnellere Ausbreitung des Christenthums in jenem ungeheuren, fast den dritten Theil des Menschengeschlechtes umfassenden, Reiche abermals, wie schon öfters, als verfrüht erscheinen. Da die öffentlichen Blätter über die Ursachen der Insurrektion, über die Lage des Reiches, und über die in demselben herrschenden Sekten und Systeme keine genügende Auskunft geben, so möchten für manche Leser nachstehende Notizen, denen wir eine kurze Geschichte des Christenthums in China beifügen, vielleicht von einigem Interesse sein.

Lage des Reiches.

Die Insurrektion, die dormalen das chinesische Reich in seinen Fundamenten erschüttert, und eine entscheidende Katastrophe herbeizuführen droht, soll von den Miao—tse ausgegangen sein. Es sind aber diese Miao nicht, wie es heißt, ins Gebirge zurückgezogene und noch der alten Ming-Dynastie anhängende Chinesen, sondern ein von den Chinesen in

Sprache, Sitten und selbst im Aeußern verschiedener Volksstamm, die Nachkommen der Urbewohner Chinas, welche die Chinesen, als sie beiläufig 3000 Jahre vor Chr. G., (nach ihrer Angabe) ²⁾, hundert Familien stark von Abend her in die nordwestliche Provinz Schen—si kamen, schon vorgefunden, und bei ihrer

²⁾ Der Vater der chinesischen Geschichte ist Sü—ma—tsian (100 J. vor Chr.). Er beginnt seine Geschichte mit dem Jahre 2637 vor Chr. Vor diesem Jahre sollen die Kaiser Hoang—ti 60, Niu—kuv 130, Schin—nung 140 und Ju—chi der Stifter des Reiches 115 Jahre regiert haben, so daß die Stiftung oder der Anfang des Reiches auf das J. 3082 vor Chr. fiel, also nach unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung lange vor der Noachischen Fluth; wahrscheinlich haben die Chinesen wie die Chaldäer, Aegyptier u. Indier nebst der Rechnung nach Sonnenjahren auch die nach cyclischen, von 10 Monatenmonaten oder 273 Tagen, (so lange der Mensch im Schooße der Mutter ruht), gekannt und angewendet, wie wahrscheinlich auch die LXX. rechneten, nach denen die Fluth in das 2222. Jahr der Welt, und 3402 oder 3412 Jahre vor Chr. fiel. Jedenfalls reicht der Anfang des chinesischen Reiches nahe an die Zeit der allgemeinen Völkerzerstreuung aus der Ebene Sennaar hinauf, daher manche Missionäre in den ersten Fürsten des Reiches die biblischen Patriarchen erkennen wollten. Die völlig dokumentirte und umständlich bekannte Geschichte Chinas beginnt mit dem Jahr 782 vor Chr., seit welcher Zeit die von eigends bestellten Geschichtsschreibern geführten Reichsannalen und die Chronik vollkommen zusammenstimmen. Aus diesen hat Sü—ma—tsian geschöpft, und sein Geschichtswerk wurde mit Genauigkeit unter allen Dynastien fortgeführt und es umfaßt bis zum J. 1644 n. Chr., d. i. bis zum Anfang der jetzt regierenden Dynastie, (deren Geschichte vor ihrem Ende nicht veröffentlicht wird), sechzig sehr starke Bände. Es hat kaum irgend ein anderes altes Volk eine auf so festem Grunde ruhende Geschichte, als die Chinesen.

allmäligen Ausbreitung theils unterjocht, theils verdrängt, und deren stets unruhige Ueberbleibsel sich in den unzugänglichen Gebirgen der westlichen und südwestlichen Provinzen bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Einige halten sie für stammverwandt mit den wilden Malayen, (z. B. Windischmann: Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte I. S. 20); Görres, (die Japhetiden S. 82), rechnet sie zu den kriegerischen Alpenvölkern, die sich auf dem Gebirgszuge vom Himalaya bis zum Golf von Tonkin niedergelassen. Die Chinesen schildern sie als schwer zu civilisirende Barbaren, die erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. nach hundertjährigen Kämpfen theils unterworfen und zu einem geordneten Leben geführt, theils verdrängt wurden. Von solchen vertriebenen Miao's sollen die östlichen Tibetaner, die wilden Kung abstammen, die von den aus Indien heraufgekommenen Begründern des tibetanischen Reiches als von bösen Geistern beherrschte Wesen geschildert werden, die auch, nachdem sie zu einem bessern Leben angeleitet, d. h. buddhistisch geworden, das Vorurtheil ihrer Abkunft von einem edlen Affenpaar nicht aufgeben wollten.³⁾ — Noch im vorigen Jahrhunderte

³⁾ Die den Indiern und Chinesen gemeinschaftliche Sage von der Abkunft wilder Völker von Affen mag, wenn damit nicht bloß der tiefe Grad der Verwilderung angedeutet sein soll, wohl dieselbe Bedeutung haben, wie wenn im indischen Epos Ramayana Rama — eine Verkörperung des Gottes Wischnu — im Kampfe mit den Kuschiten sich mit den Affen verbindet, d. h. mit Menschen, die hohe Wangenbeine haben, also mongolischer Race, häßlich und mißgestaltet sind, wie uns von den Alten manche scythische Stämme geschildert werden.

gab es nebst den in mehreren Provinzen zerstreuten unschädlichen Miao's zwei kleine Reiche derselben in den südwestlichen Gebirgen unter unabhängigen Königen, die wegen ihren oft wiederholten räuberischen Einfällen in die benachbarten Provinzen der Kaiser Kien—long nach ungeheuren Anstrengungen 1774—1776 in ihren Felsennestern bezwang. (Geschichte der katholischen Missionen in China. Wien 1845. II. 275—293). Daß sie auch damals nicht, wie die großsprecherischen Berichte lauteten, gänzlich vertilgt worden, beweiset ihr jetziges Auftreten in der, ihren früheren Wohnsitzen benachbarten, Provinz Kouang—si. Ihr vielleicht nur durch Machedurst und Raubsucht veranlaßter Aufstand wird dadurch so gefahrdrohend, weil sich an sie alle unruhigen Elemente, die seit langem in Abundanz vorhanden sind, anschließen, und die im Stillen gährende Unzufriedenheit nun zum vollen Ausbruch gekommen ist. Die Chinesen sind der jetzt regierenden tartarischen Mandschu—Dynastie ⁴⁾ abgeneigt, obwohl durch sie die Grenzen des Reiches weit über die chinesische Mauer erweitert, gefährliche

⁴⁾ Im Jahre 1276 hatte der Groß-Khan der Mongolen Kublai (Kobleik oder Kopili, in China Schü—tsu) einer der Nachfolger des berühmten Dschingis-Khan die chinesische Dynastie Song gestürzt und eine neue, die Dynastie Jü—en gegründet. Diese wurde von einem gemeinen Chinesen Hong—wu (a. 1368) vertrieben, von dem die Dynastie der Ming (oder Chum) abstammt, und von der 14 Kaiser bis 1644 regierten. In diesem Jahre eroberten Aufrührer durch Verrath der mit dem Kaiser Chiun—sin unzufriedenen Genu—chen die Hauptstadt Peking, und der von allen Seiten bedrängte Fürst erhenkte sich. Ein treuer Feldherr rief die Mandschu—Tartaren zu Hilfe, welche die Aufrührer vernichteten, aber die Herrschaft für sich behielten. Ihr jugendlicher Herr-

Feinde in Beschützer umgewandelt und mehrere große Regenten aus ihr hervorgegangen sind, die den besten chinesischen Kaisern aus der früheren Zeit an die Seite gestellt zu werden verdienen. Obgleich fast alle Staatsämter von Chinesen besetzt sind, beleidigt es doch ihren Stolz, einem fremden Herrscher gehorchen zu müssen; seit dem Bestande der jetzigen Dynastie hat es darum immer geheime Parteien gegeben, die sich gegen dieselbe verschworen; die Demüthigung, welche sie in letzter Zeit von den verachteten abendländischen Barbaren erfuhren, vermehrte die Unzufriedenheit mit der Regierung, wozu noch das überhandnehmende Sektenwesen, und in manchen Provinzen die Uebevölkerung, so wie die Noth der untern Klassen des Volkes kommt, die ganz vernachlässigt werden, denn die Chinesen kennen kein Mitleid mit den Armen. Seit einem Jahrhunderte wogt der Aufruhr bald in dieser bald in jener Provinz, und findet immer zahlreichen Anhang. Zu den gefährlichsten geheimen Verbindungen, von denen China unterwühlt ist, gehört die der Pelin—kiao, welche Anspruch auf den Thron machen; es besteht unter ihnen die Sage, Einer aus ihrer Sekte werde noch Kaiser von China werden; seit langem sind sie wohl organisirt, haben für den Fall des Sieges schon Titel und Würden unter sich vertheilt. In den Jahren 1774—1777 erregten sie einen furchtbaren Aufstand. Im J. 1795 empörte sich

scher wurde als Kaiser ausgerufen; von diesem, Kun—chy, stammt die jetzige Dynastie. Kun—chy starb 1661, auf ihn folgte der weltberühmte Khang—hi, ein Freund der Missionäre, besonders der Jesuiten, der bis 1722 ruhmvoll regierte; ihm folgten Yong—tsching † 1735, Kien—long † 1795, Kia—king † 1820 und Tao—kuang † 1850.

in fünf Provinzen zugleich eine andere Sekte, die der Wasserlilie, die trotz aller Anstrengungen kaum nach acht Jahren unterdrückt werden konnte, nachdem beinahe eine Million Menschen umgekommen war. Sie organisirte sich aber bald wieder unter einem andern Namen, und empörte sich 1836 abermals. 1829 mußte die Sekte der Dreieinigkeit ⁵⁾ mit Waffengewalt unterdrückt werden, im folgenden Jahre die sogenannte wundervolle Association, deren Haupt in Peking selbst war; im selben Jahre wurde im Süden eine andere Verbindung entdeckt, deren Glieder von den Bauern, unter Androhung, ihre Ernten zu verbrennen, Steuern einforderten und ihnen gegen die Bezahlung ein gestempeltes Papier zustellten, (die europäischen Revolutionshäupter sind also nicht die Ersten, die diese Praktik erfundenen); eben so kamen in den folgenden Jahren ähnliche Verbindungen zum Vorschein, und es vergeht fast kein Jahr, in dem nicht solche geheime

5) Auch die Chinesen kennen nach ihren h. Büchern eine Dreieinigkeit, eben so das System des Lao—tse, den die Tao—sse als ihren Stifter betrachten. Eine kurze Darstellung der verschiedenen Systeme wollen wir später liefern, und bemerken hier nur, daß die Dreieinigkeitssekte den Tao—sse anzugehören scheint, während die andern genannten Sekten, wie auch die Miao—tse, zu den Buddhisten, (oder Lamaiten, auch Anhänger des Fo genannt), zu rechnen sind. Diese Sekten nun, deren gemeinschaftliches Band der Haß gegen die bestehende Regierung ist, werden jetzt in den aufrührerischen Provinzen mit äußerster Strenge verfolgt, die Bonzen des Fo und Tao werden, den Schweinen gleich, zu hunderten hingeschlachtet, und ihre Tempel und Klöster zerstört. Von der Verfolgung sind nur ausgenommen die Anhänger des Confucius, d. i. der Staatsreligion, die aber im Volke fast allen Grund und Boden verloren hat, und ihn so wenig, als anderwärts, durch Geseze und Verfolgungen wieder gewinnen wird.

Verbindungen, deren Ziel der Umsturz des Reiches ist, entdeckt würden; und die Furcht vor diesen innern Feinden soll den vorigen Kaiser zum schnelleren Abschluß des Friedens mit den Engländern bewogen haben. Wie anderwärts ist auch in China bei allen Sekten die Politik mit der Religion zu einem Zwecke, zum Umsturz des gegenwärtig Bestehenden, verbunden, und schon mehrmals ist der Umsturz des Staates durch solche Sekten veranlaßt worden; so soll die oft verfolgte, aber nie ganz unterdrückte, auch in neuerer Zeit wieder gefürchtete Sekte der Tsing-Lien-Kiao, (eine Art buddhistischer Chiliasten), schon 1358 durch ihre Empörungen den Sturz der Dynastie Jü—en herbeigeführt, und die Aufrührer, welchen der letzte Ming (1644) erlag, sollen eben derselben angehört haben. Sie glauben auf die Ankunft eines neuen Gottes Fo, d. h. auf eine neue Verkörperung des Buddha, den die Chinesen Fo nennen, der unter dem Namen Mi—Fo ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde. In ihren nächtlichen Zusammenkünften stoßen sie die gräßlichsten Verwünschungen wider den Kaiser aus, und obwohl sie äußerlich strenge leben, sich des Fleisches, alles Fettes, des Weines enthalten, sollen in ihren nächtlichen Versammlungen abscheuliche Gräueltaten verübt werden. Daß sie unter dem unzufriedenen, und darum jeder Vorspiegelung einer besseren Zukunft blind trauenden Volke, großen Anhang sich verschaffen, ist leicht erklärbar, und hat der von ihnen im J. 1828 erregte Aufruhr, den die Regierung nur mit äußerster Anstrengung unterdrücken konnte, bewiesen. Dieses unausrottbare Sektenwesen, diese fortwährenden Verschwörungen sind ein Symptom der inneren Auflösung des Staates, ein Beweis, daß das Prinzip, auf

welchem dieses kolossale Reich aufgebaut wurde, und in dessen Kraft es vier Jahrtausende bestanden, das der theokratischen Auktorität — der Kaiser regiert im Namen des Himmels, er heißt der Sohn des Himmels — völlig untergraben sei. Diesem Uebel würde auch die Wiederherstellung einer chinesischen Dynastie, das vorgebliche Ziel so vieler geheimen Verbindungen, nicht abhelfen. Die wahrscheinliche Folge der jetzigen Insurrektion — oder einer nächstfolgenden — dürfte die Auflösung des Reiches, und die Bildung mehrerer unabhängigen Reiche sein, die auch der Politik der rivalisirenden Nachbarn im Norden und Süden und deren von Osten Chinas her zusagen dürfte. Diese Eventualität möchte auch der Ausbreitung des Christenthums sich günstiger erweisen, als die Fortdauer des jetzigen Zustandes, denn wie die bisherige Erfahrung lehrt, sind alle Unruhen von den zahlreichen Feinden des Christenthums zur Verfolgung der Christen, so unschuldig sie sein mochten, ausgebeutet worden. Sollte aber die jetzige Regierung siegen, so steht eine ärgere Verfolgung, als je in Aussicht; denn sie hat schon ihren Willen kund gegeben, alle Sekten außer der Staatsreligion, (der des Confucius), auszurotten. Sie strebt damit das Unmögliche an, denn das Volk theilt sich mit Ausnahme einiger, stets zum Aufruhr geneigten, mohamedanischen Stämme im Westen in Anhänger des Tao und des Fo, zur Reichsreligion bekennen sich nur die s. g. Gebildeten, insbesondere jene, die sich den Staatsprüfungen unterziehen müssen, d. h. das Mandarinenthum, daß aber diesem wohl Kraft zum Verfolgen, nicht aber zum Aufbauen, innewohne, wissen wir Abendländer aus eigener Erfahrung. Auch die Hoffnung auf einen chinesischen Con-

stantin, die schon einigemal in früheren Jahrhunderten und auch unter dem vorigen Kaiser aufgetaucht, ja auch in Bezug auf den jetzigen gehegt wurde, weil er von einer christlichen Anne erzogen sein soll, scheint uns eine eitle, denn bei der geringen Anzahl der Katholiken, (beiläufig 200000 unter fast 400 Millionen Ungläubigen), ist an die Möglichkeit einer solchen Wendung um so weniger zu denken, da auch die Nachbarn Feinde des katholischen Glaubens sind. Würden diese, (England und Rußland), für deren Bekehrung bekanntlich in unsern Tagen sich Gebetsvereine gebildet haben, der Kirche sich zuwenden, so könnte eine günstige Rückwirkung auf China insbesondere dann nicht ausbleiben, wenn sich nach Verlauf der jetzigen Crisis kleinere Staatencomplexe aus dem morschen Kolosß gebildet haben würden. Möge indeß der Eifer zur Unterstützung der dortigen Missionen durch Gebet und materielle Mittel nicht erlahmen, damit wenigstens der Same des Christenthums für kommende günstige Zeiten erhalten werde, denn kommen wird die Zeit der Ernte, das verbürgen uns die Verheißungen unsers Heilandes, und die Ernte wird groß, wird unermesslich sein!

Geschichte des Christenthumes in China.

Daß das Evangelium schon im ersten christlichen Jahrhunderte, wie unverbürgte Sagen — die den Apostel Thomas als den ersten Verflünder nennen — berichten, in China Eingang gefunden habe, ist nicht unwahrscheinlich, so auch daß die Züge chinesischer Heere weit nach Westen in jenem Jahrhunderte nicht bloß durch Eroberungssucht veranlaßt worden, sondern

auch durch den, auch nach China gedbrungenen, Ruf von einem großen Weisen, der in La—tſin, d. i. im Abendlande, im Reiche der großen Tſiu (der Römer) auferstanden sei. Kurz vor seinem Tode (478 vor Chr.) hatte Confucius auf einen nach einigen Jahrhunderten kommenden Retter und vollkommenen Heiligen hingewiesen, und seine Erscheinung in einem von China westlich gelegenen Lande vorausgesagt. An diesen Ausspruch soll der Kaiser Ming—ti (61 nach Chr.) durch eine Erscheinung im Traume erinnert worden sein, es wurden Gelehrte von ihm abgesandt, um diesen Göttlichen aufzusuchen und seinen Kult nach China zu bringen; sie kamen nach Indien und brachten von dort Bilder des Buddha, die heiligen Schriften seiner Anhänger und Lehrer mit. Gewiß ist, daß unter diesem Kaiser, der weite Eroberungszüge nach Westen unternommen, der Buddhismus, also ein Scheinbild statt der ewigen Wahrheit, in China Eingang und Anhang gefunden. ⁶⁾

⁶⁾ Dieses Forschen nach neuen Göttern, und die leichte Einführung fremder Kulte in China beweiset, daß auch der fernste Osten nicht ausgeschlossen war von der allgemeinen Bewegung und Erwartung, die in dem merkwürdigsten Jahrhunderte der Weltgeschichte die Völker ergriff. Der Occident sah erwartungsvoll nach dem Orient — die Zeugnisse aus Virgil, Sueton und Tacitus sind bekannt — der ferne Osten nach Abend — wie die Weissagung des Confucius und der Zug der Magier nach Bethlehem beweiset — aus dem Süden sandte der mächtige indische Kaiser Vicramaditja, beunruhigt durch Weissagungen von einem kommenden Weltherrscher, nach dem wundervollen Kinde Salkwahana aus, und von der indischen Mythe wird, wie von den Römern Augustus und Vespasian, bald Vicramaditja, (die nach ihm genannte Aera beginnt a. 56 vor Chr.), bald Salkwahana, dessen Aera mit seinem angeblichen Todesjahre 78 nach Chr. anfängt,

Historisch gewiß ist die Ausbreitung des Christenthums in China erst im VII. Jahrhunderte und zwar durch Nestorianer. Im Jahre 1625 wurde in

als der erwartete Retter und namentlich der Letztere, als Incarnation der ganzen indischen Trimurti, verherrlicht, und aus dem höchsten Norden macht sich Gylfe, der Schwedenkönig, auf, durch seltsame Berichte aus dem Morgenlande über die Erscheinung eines Asen oder Gottgleichen bewogen, und zieht nach Asgard, wie die Hauptstadt des fabelhaften Landes Asahelm und auch der Göttersitz der Asen in der (jüngern, Snorra) Edda heißt, die uns die Reise und das Zwiesgespräch Gylfes mit Har, d. i. Odin selbst erzählt. In allen Mythologien der gebildeten Völker des Alterthums findet sich die Weissagung von einem Schlangentreter, und Bringer besserer Zeiten, und Wischnu verkündet ihn der, über ihr Elend klagenden und nach Errettung seufzenden, Erde in den Purana's fast mit denselben Worten, wie die Cumäische Sibylle in Virgils 4. Ekloge, aber auch die Zeit seiner Erscheinung ist in den mit jener Verheißung innig verbundenen mythologischen Zahlensystemen angedeutet, daher herrschte, als der Cycloß der Zeiten nicht nur nach den Weissagungen der Juden, sondern auch nach den Berechnungen und Sagen der Heiden abgelaufen war, das ist zur Zeit der Geburt Christi, eine allgemeine Erwartung des nahe herbeigekommenen Heiles und einer Wiedererneuerung der Welt durch die Ankunft eines lang verheißenen Retters. Bei den meisten Völkern waren die bis dahin bestandenen Religionsysteme in tiefen Verfall gerathen, und neue Lehren fanden leichten Eingang in die erwartungsvollen, von ihrer Zeit unbefriedigten Gemüther. So machten die Neupythagoräer, chaldäische Astrologen und selbst die Pharisäer im römischen Reiche viele Proselyten, in Vorderindien setzte sich die neuere Vedantalehre fest, in Hinterindien der Buddhismus, und zog von da aus in viele Länder; bei den Bewohnern von Britannien und den alten Gälen fand ein Religionswechsel statt, und einen solchen deutet die Edda an in den Worten: „Die neuen Asen haben die Namen der alten angenommen, und gaben sich selber zu

Si—ngan—su, der Hauptstadt der Provinz Schen—si, eine aus dem Jahre 781 stammende Inschrift in syrisch-chinesischer Sprache aufgefunden, nach welcher im J. 636 ein christlicher Missionär, mit Namen Nopen, zuerst in China das Evangelium gepredigt hat; drei Jahre später verordnete der damalige Kaiser

sein die wahren Asen oder Götter.“ Erklärbar wird es hieraus auch, wie selbst christliche Züge in die mythologischen Systeme der heidnisch Geblienen übertragen werden konnten. Solche Züge aus christlicher Quelle sind z. B. unverkennbar in der indischen Mythe von Salivahana: er stirbt unter Mördern und Dieben am Kreuze, dicke Finsterniß bedeckte die Erde, vom Kreuze herabgenommen steigt er in die Hölle, überwindet den Tod und erneuert die Welt, u. s. w. — So hat auch das Leben des Fo nach chinesischer Erzählung die größte Aehnlichkeit mit dem Leben Jesu. Seine Mutter soll Moya oder Maya geheißen, ihn durch Erscheinung eines Lichtes empfangen haben. Schon in frühesten Jugend zeichnete er sich durch seine Weisheit aus, im 19. Jahre verschwand er, im 30. trat er als Lehrer auf, war ein Heiliger, von der Gottheit erfüllt, versammelte viele Schüler, unter denen jedoch nur wenige Auserwählte, denen er seine geheime Lehre enthüllte, er bestätigte seine Lehre durch die auffallendsten Wunder, Verwandlungen und Todtenerweckungen, gab öffentlich nur in Bildern und Gleichnissen Unterricht, bis er kurz vor seinem Tode seinen Vertrauten den Schlüssel zu allen Räthseln gab und der ist: daß die Grundursache aller Dinge das Nichts oder das Leere sei, in das alle Dinge zurückkehren. Fo ist geboren um die Menschheit zu retten, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen, um die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen, er ist also für das Menschengeschlecht gestorben. — Vielleicht haben schon die Gesandten Ming—ti's dieses Gemengsel vom Christlichen und Buddhistischen aus Indien mit nach China gebracht, oder es stammt aus einer spätern Zeit, in der der Buddhismus in den Lamaismus, den Affen des Christenthums, sich um- und ausgebildet hat.

aus dem Hause der Thang, nachdem auf seinen Befehl die mitgebrachten h. Schriften übersezt und die darin enthaltene Lehre von ihm als wahrhaft und heilsam erklärt worden war, den Bau eines Tempels der neuen Religion in der Hauptstadt selbst.⁷⁾ Ueber die Erfolge der Nestorianer wissen wir nichts Sicheres, nur im Allgemeinen ist aus der Geschichte bekannt, daß sie vom VI. bis in's XIII. Jahrhundert im Innern Asiens bis hinab nach Indien und hinauf in die Länder jenseits der chinesischen Mauer sehr thätig gewesen, denn fast in allen Ländern trifft man Spuren dieser ihrer Thätigkeit, und sie lassen sich bis in den Koran und in die Schriften der Buddhisten verfolgen. In China müssen ihre Bemühungen bedeutenden Erfolg gehabt haben, denn, wenn man chinesischen Berichten Glauben beimessen darf, so sollen bis zur Zeit des Kaisers Wu—tsung, der (845 n. Chr.) alle fremden Sekten Buddhisten, Christen und Magier mit Strenge verfolgte, bei 3000 christliche Kirchen im Umfange des Reiches bestanden haben. Diese Kirchen und Kapellen wurden größtentheils niedergerissen, die ausländischen Missionäre über die Grenzen geschafft und von da an scheint das Christenthum auch in seiner abgebleichten, nestorianischen, Gestalt abgenommen zu haben und allmählig verschwunden zu sein, bis es einige Jahrhunderte nachher abermals und zwar vom Norden her dahin eindrang. Zu Anfang des XI. Jahrhunderts gewannen die Nestorianer

⁷⁾ Die Echtheit dieses Dokumentes ist zwar anfangs vielfach bestritten worden, doch steht sie fest nach dem Urtheil eines Mosheim, Klaproth, Abel Remusat, Windischmann u. a. neuerer Gelehrten.

den König von Karait in der Tartarei nördlich von China für das Christenthum und mit ihm einen großen Theil seines Volkes. Seine Nachfolger blieben bis zum Untergange ihres Reiches, a. 1202. Diese Fürsten von Karait nun sind es, welche die Alles vergrößernde Fama und die Eifersucht der Nestorianer, die dem Königreiche Jerusalem der Abendländer ein viel glänzenderes Prachtstück entgegenstellen wollten, als überaus mächtige Könige schilderte, die zugleich Priester wären, von deren Macht und Herrlichkeit die Chronisten des Mittelalters so viel Fabelhaftes zu erzählen wissen. Ein Bischof von Chabula in Syrien machte 1145 dem P. Eugen III. von der Größe dieses Priester-Königes Johannes eine hyperbolische Beschreibung, so auch Johannes von Vitry, Bischof von Ptolomais 1219 dem P. Honorius III., (s. Schröth's Kirchengesch. XXV. 189 u. ff. ⁸⁾). Einer dieser Könige scheint den Wunsch gehegt zu haben, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen. So berichtete dem P. Alexander III. sein Arzt Philippus, der auf seinen Reisen in Asien nach Karait gekommen war. Der Papst sendete denselben als Legaten des apostolischen Stuhles nach Karait zurück (1177) mit einem Schreiben (s. dasselbe bei Baron. Annal. ad a. 1177 n. 32—36), in welchem er den König *charissimum in Christo filium illustrem et magnificum Indorum regem, sacerdotum sanctissimum* nennt, seinen frommen Eifer lobt

⁸⁾ Der von Ludwig d. Heiligen 1252 in jene Gegenden abgeschickte Franziskaner Wilhelm von Rubruquis berichtet, daß ein nestorianischer Priester, Namens Johannes, sich zum Könige aufgeworfen und zu jener Sage vom Priester-König Johannes Veranlassung gegeben habe. Schröth's Kirchg. XXV. S. 204 u. ff.

und ihn zur weitem Verhandlung über die Vereinigung an seinen Gesandten weist. Von einem weiteren Erfolg dieser Unterhandlung ist nichts bekannt. Doch im folgenden Jahrhunderte trat ein reger Verkehr zwischen dem Abendlande und dem fernen Osten ein. Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts hatte sich in den Steppen der Mongolei eine neue Macht erhoben, die einem reißenden Strome gleich mit unwiderstehlicher Gewalt über Länder und Völker sich ergoß und wenn auch nur auf kurze Zeit eine der größten Reiche gründete, die je die Welt gesehen, denn es erstreckte sich zur Zeit der höchsten Blüthe von Java bis nach Schlesien. Es ist das Mongolenreich unter Dschingis—Khan und seinen nächsten Nachfolgern. Mit demselben kam auch eine neue religiöse Macht zur Herrschaft über den größten Theil Asiens, der Buddhismus, dem mehrere der Mongolen und Tartarenstämme und der von ihnen eroberten Länder schon anhiengen, oder zu jener Zeit sich zuneigten. Diese neue religiös—politische Macht bedrohte eine Zeit lang den Islam in Asien auf's äußerste, aber auch das christliche Abendland zitterte, denn bis nach Mähren hatte sich der Mongolenstrom ergossen, wo er an Jaroslaw von Sternbergs Heldenmuth (1241) einen Damm fand. Die Väter des (ersten) allgemeinen Konzils zu Lyon, 1245, berathschlagten über Mittel, die Christenheit gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen. Eines dieser Mittel war die Absendung von Missionären an die Tartaren, weil man vernommen, daß deren Fürsten dem Christenthume nicht abgeneigt seien und selbst christliche (nestorianische) Priester in ihrer Umgebung duldeten. Und so war es in der That. Dschingis—Khan hatte 1202 das (christliche) Reich

Karaït erobert, den König im Kampfe getödtet, aber eine Tochter desselben zur Gemalin genommen und auch sein Sohn Oktai hatte eine Gattin aus dem Geschlechte dieser Könige und dem Einflusse derselben schreibt man es zu, daß die ersteren Khane der Mongolen gegen die Christen sich schonend und günstig erwiesen, daß Dschagatai, Dschingis ältester Sohn Christ geworden und Oktais Sohn Baiuk, und nachher die Ober-Khane Mangu und Kublai, wenn auch nicht Christen, doch immer christliche Priester um sich hatten (freilich auch mahomedanische und buddhistische) und deren Gottesdienste beiwohnten. Auch die katholischen Priester wurden freundlich an ihrem Hofe aufgenommen. Noch im Jahre 1245 hatte P. Innozenz IV. vier Dominikaner unter Alcelinus nach Persien und drei Franziskaner unter Johannes de Plano Carpini an den Ober-Khan Oktai selber gesandt. (Die Berichte über beide Missionen s. bei Vincent. Bellovac. spec. hist. l. 31. c. 40). Zu gleicher Zeit erhielt Ludwig der Heilige auf Cypern 1248 Gesandte von den Tartaren, die sein Unternehmen zu unterstützen versprachen und auch er schickte zuerst einige Dominikaner, dann später den Franziskaner Wilhelm von Rubruquis als seinen Gesandten dahin. (Schröckh's Kirchg. XXV. 204.). Der katholischen Missionsthätigkeit schien ein unermessliches Feld sich zu eröffnen. Der Groß-Khan Kublai erbat sich vom Papste durch zwei venetianische Kaufleute nicht weniger als hundert Priester für sein Volk. (S. Kritikheft zum XI. Bde. der Geschichte Dambergers. S. 47). Die Kaufleute trugen dieses Verlangen 1270 zu Alton dem päpstlichen Legaten Theobald vor, der bald nachher auf den Stuhl Petri erhoben wurde als Gregor X., und nachdem auf dem (zweiten) allgemeinen Konzil zu Lyon 1274

die Bitte um Missionäre durch tartarische Gesandte wiederholt worden war und einer der Gesandten feierlich die h. Taufe empfangen hatte, wurden einstweilen (1274) mit jenen Kaufleuten ⁹⁾ zwei Dominikaner abgeschickt, die in Samarkand und am Hofe Kublai's, der 1276 China erobert und seine Residenz nach Cambalu (Peking) verlegt hatte, segensreich wirkten. Ihnen folgten von Nikolaus III. u. IV. gesendet in den Jahren 1278 und 1289 Andere nach. Gesandte gingen damals und noch bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts zwischen dem Morgen- und Abendlande hin und her, es war mehrmals ein Bündniß zwischen den Abendländern und den Tartaren, (besonders denen in Chorasän), verabredet zur Vernichtung der Mameluken-Herrschaft in Syrien und zur Eroberung des h. Landes, und es hatte den Anschein, als sollte durch die Verbindung des Christenthums mit dem Buddhismus dem Islam in Asien ein Ende gemacht werden. Im J. 1300 eroberten die Tartaren unter ihrem Fürsten Gazlan Jerusalem für die Christen, aber unter diesen war der Eifer für die Kreuzzüge längst erloschen, die Päbste erschöpften sich in vergeblichen Bemühungen zur Wiedereroberung des h. Landes, alle ihre Anstrengungen scheiterten an der schmachlichen Politik Frankreichs und an der Uneinigkeit und Apathie der Fürsten und Völker. Die Verbreitung des Christenthums hatte unter den Tartaren einen erfreulichen Anfang ge-

⁹⁾ Der Sohn eines dieser Kaufleute ist der berühmte Reisende Marco Polo, dessen nach zwanzigjährigem Aufenhalte in jenen Gegenden geschriebenen drei Bücher *de regionibus orientalibus* eine Hauptquelle der Kenntniß des Orients und der Lage des Christenthums in jenen Gegenden im Mittelalter sind.

macht, tartarische Fürsten hatten sich bekehrt, Gemeinden wurden gegründet, Kirchen gebaut, aber alle diese Groberrungen hatten keinen nachhaltigen Erfolg, aus Mangel an Arbeitern zerfiel das mit so schönen Hoffnungen begonnene Werk; die westlichen Tartaren wendeten sich dem Islam zu, die östlichen blieben oder wurden — Samaiten.

Unter den Missionären jener Zeit zeichnete sich durch besonderen Eifer und segensreiche Wirksamkeit der Franziskaner Johannes de monte corvino aus. Kaiser Michael Paläologus I. hatte sich seiner a. 1272 als Gesandten an Gregor X. in den Unterhandlungen über die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche bedient. Er hatte nachher im Auftrage des Papstes eine Reise nach Armenien und weiter in's mongolische Reich unternommen, und nach seiner Rückkehr den P. Nikolaus IV. aufmerksam gemacht auf die günstige Gesinnung Kublai's und anderer tartarischer Fürsten für das Christenthum. Nikolaus sandte ihn 1289 mit Briefen dahin, (s. Kritikheft. S. 215 zum XI. Bd. der synchronistischen Geschichte Dambergers). Nachdem er in Persien und Ostindien wirksam geprediget, ließ er sich in der Residenz des Groß-Khans zu Gambalu nieder. Wie viel er durch die Machinationen der mächtigen Nestorianer erduldet, was er gewirkt, daß er eine bedeutende Gemeinde sammelt, zwei Kirchen in der Hauptstadt erbaut, einen nestorianischen Fürsten aus den Nachkommen des berühmten Priester-Königs Johannes mit seinem Volke bekehrt, zu hohem Ansehen am Hofe Kublais und Timur's gelangt, das erzählt er selbst in zwei Briefen, (s. Wadding Annal. Fr. Min. ad a. 1305). P. Clemens V. ernannte 1307 den unermüdeten und gesegneten Arbeiter zum Erzbischof von Gambalu (jetzt Peking) und päpstlichen Legaten im ganzen Orient, schickte ihm auch mehrere

Minoriten als Suffraganbischöfe zu Hilfe, mit denen vereint er bis zu seinem Tode 1330 segensreich wirkte. Sein vom P. Johannes XXII. ernannter Nachfolger erreichte das Ziel seiner Sendung nicht. Noch im J. 1338 schickten mehrere katholische tartarische Fürsten eine Gesandtschaft an P. Benedikt XII. mit der Bitte um einen Nachfolger des im gesegneten Andenken stehenden Johannes; es gingen zwar wieder einige Missionäre dahin ab, aber weder von ihrer Wirksamkeit noch von den fernern Schicksalen der katholischen Gemeinden daselbst ist Sicheres bekannt. Wahrscheinlich gingen sie aus Mangel an Priestern und in den Verfolgungen zu Grunde, welche sich unter der neuen, 1368 emporgekommenen, Dynastie (der Ming) gegen den Buddhismus und gegen alle fremden Lehren erhoben, so daß selbst der Name Sche—tse—kiao, d. i. Religion des Kreuzes, in Vergessenheit kam.

Erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts brach eine neue Periode für das Christenthum in China an. Was dem h. Franz Xavier nicht gegönnt war, in das Land seiner heiligen Sehnsucht einzudringen, führte der im Todesjahre des Heiligen geborne Matthäus Ricci später mit mehreren Genossen aus der Gesellschaft Jesu aus. Im J. 1581 kam er nach China. Nach zwanzigjährigen Anstrengungen gelang es ihm durch den weit verbreiteten Ruf seiner Gelehrsamkeit und durch sein einnehmendes Benehmen an den Hof des Kaisers zu kommen; seine Geschenke — Gemälde, Uhren und andere europäische Seltenheiten — und er selbst wurden freundlich aufgenommen, und er erhielt die Erlaubniß, sich in Peking niederzulassen. Nun erfolgten zahlreiche Befehrungen unter den angesehensten Chinesen. Während Ricci in Peking thätig war, verbreiteten sich andere Mitarbeiter

in den Provinzen, und an vielen Orten entstanden christliche Gemeinden und Kirchen. Nach dem Tode dieses durch Eifer, Klugheit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mannes (1609), der als der Apostel Chinas angesehen werden kann, erregten die Feinde des Christenthums einen heftigen Sturm, wie in Japan, wo die so schön aufblühende Kirche mit Feuer und Schwert vertilgt wurde, wurden auch in Peking die Missionäre als Rundschafter europäischer Mächte verdächtigt und gezwungen, die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Macao zurückzuziehen. Doch unglückliche Kriege mit den Tartaren und die Nothwendigkeit der Verbesserung des, den Chinesen überaus wichtigen, Kalenders waren Veranlassung, daß die Missionäre zurückgerufen wurden und ihr Ansehen bald höher stieg, als zuvor. Durch ihre Kenntniß der Kanonengießerei leisteten sie im Kriege gegen die Tartaren wesentliche Dienste, und durch die Verbesserung des Kalenders, mit der sich die chinesischen Gelehrten vergeblich abmühten, machten sie sich fast unentbehrlich. Besonders gewann P. Johann Adam Schall durch seine Kenntnisse in der Mathematik und in der, von den Chinesen als höchste Wissenschaft geschätzten, Astronomie großen Einfluß unter zwei Kaisern nacheinander, und behauptete ihn durch eine lange Reihe von Jahren, und ward dadurch die mächtigste Stütze der Missionen. Selbst der Wechsel der Dynastie (1644) erschütterte sein Ansehen nicht, bald war es auch bei dem neuen tartarischen Herrscher fest begründet, sein Einfluß stieg höher noch, als unter dem vorigen, er erhielt freien Zutritt zum Kaiser, und wurde von ihm zu den höchsten Würden — zum Vorsteher des mathematischen Kollegiums — erhoben. P. Adam Schall schmeichelte sich sogar mit der Hoffnung, ihn ganz für das Christenthum zu gewinnen, von

dessen Wahrheit und Vortrefflichkeit er durch eine eigenhändig verfaßte zierliche Inschrift für die im J. 1650 erbaute prächtige katholische Kirche in Peking Zeugniß abgelegt hatte. Diese Hoffnung ging zwar nicht in Erfüllung, die Vorliebe für eine seiner Frauen zog den Kaiser wieder in die Nege der Gögendienner, aber die Missionäre hatten volle Freiheit, Christum zu predigen und es benützten diese Freiheit eifrig nebst den Jesuiten auch Dominikaner und Franziskaner, und nicht nur in Peking erstand eine ansehnliche Gemeinde, es gab bald keine Provinz, wo nicht Kirchen oder doch Kapellen gebaut wurden und die Neubekehrten zeichneten sich durch eine Reinheit der Sitten und durch einen Eifer aus, der sie den Christen der ersten Jahrhunderte würdig an die Seite stellte. (S. Gesch. der chines. Mission unter der Leitung des P. Joh. Adam Schall. Wien 1834). Die schnellen Fortschritte wurden jedoch für einige Jahre gehemmt, als der Beschützer der Missionäre, der Kaiser, 1661 starb. Die Vormünder des erst achtjährigen Nachfolgers — des nachher so berühmten Kaisers Kang—hi, für sich schon dem Christenthume abgeneigt, wurden durch gehäufte Anklagen der Gegner dieser bisher begünstigten Religion der Fremden bewogen, durch ein Edikt die Annahme der christlichen Religion bei Todesstrafe zu verbieten. Einige christliche Mandarine wurden zum Tode verurtheilt, die Missionäre (1664) aus dem Reiche verbannt, und gefesselt nach Canton gebracht. Dieses Loos hatte auch den P. Adam Schall getroffen; nachdem er fast 50 Jahre in China thätig gewesen, schiffte er nach Europa zurück, war 1665 in Wien, wo er wahrscheinlich im folgenden Jahre sein thatenreiches Leben beschloß. Die Christen bestanden die Verfolgung rühmlich und

als Rang—hi selbst die Zügel der Regierung (1669) ergriffen hatte, hörte sie bald auf; wieder war die Kalender-Verbesserung die Veranlassung der Zurückberufung der Jesuiten. P. Verbiest erlangte bald beim Kaiser so hohes Ansehen, als die P. Ricci und P. Schall zu ihrer Zeit genossen, und auch seine Nachfolger, die aber auch durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnete Männer waren, erhielten sich in der Gunst des Kaisers, der bei ihnen Unterricht in der Arithmetik, Geometrie und Philosophie nahm und ihnen eine eigene Kirche im Umfange seines Palastes erbaute. Als die P. P. Gerbillon und Pereira den Frieden zwischen den Chinesen und Moskowiten glücklich zu Stande gebracht und dem Kaiser in einer gefährlichen Krankheit mit günstigem Erfolge beigestanden, da erließ er (1692) aus Dankbarkeit ein Edikt, in welchem das Christenthum als ein heiliges Gesetz, die Missionäre als tugendhafte Männer erklärt werden und den Chinesen die Erlaubniß gegeben wird, die christliche Religion anzunehmen. Zusehends mehrte sich allenthalben die Zahl der Christen, da auch die zahlreich aus allen Orten zuströmenden evangelischen Arbeiter leicht Eingang fanden und es würden die Erfolge unter der langen Regierung eines so unveränderlichen Freundes der Christen, wie Kanghi war, noch günstiger ausgefallen sein, wenn nicht zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die bedauerlichen Streitigkeiten zwischen den Jesuiten einer — und den Dominikanern und Franziskanern anderseits ausgebrochen wären. Diese nahmen nämlich Anstoß an dem Accomodationssysteme der Jesuiten und wollten ohne weitere Rücksicht auf die Umstände und den Charakter der Chinesen ihre eigenen Wege gehen. Seit den Zeiten des P. Ricci hatten die Jesuiten mit Erlaubniß des apostolischen Stuhles, insbesondere des Papstes

Alexander VII., den christlichen Chinesen einige Gebräuche gestattet, z. B. dem Andenken des Confucius Ehre zu erweisen, vor den Tafeln, auf welchen die Namen ihrer Vorältern geschrieben standen, sich zu verneigen; sie hatten bei der Taufe Convertiten des Frauengeschlechtes, um die Zartheit der Chinesen nicht zu verletzen, einige Ceremonien unterlassen, zur Bezeichnung des Wortes „Gott“ sich, weil die chinesische Sprache keinen passenden Ausdruck darbietet, des Wortes „Tien“, d. i. Himmel, oder auch Schang—ti bedient. Der apostolische Vikar von Fokien, Karl Maigrot, gab darum die Jesuiten zu Rom als Beförderer des Aberglaubens und der Abgötterei an. Klemens XI. schickte einen eigenen Kommissär, den Patriarchen von Antiochien, Thomas von Tournon nach China ab, um Verbindungen zwischen Rom und Peking anzuknüpfen und auch diese Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Dieser, der Sprache und der Sitten des Landes unkundig und von hochfahrendem Charakter, verletzte am Hofe zu Peking und seine Unterhandlungen waren ohne Erfolg. Die Schuld hievon wurde von ihm auf die Jesuiten geschoben, zugleich verbot er (1707), wie schon früher in Ostindien die s. g. malabarischen Gebräuche, so nun in China den Gebrauch der Ausdrücke „Tien“ und „Schangti“ zur Bezeichnung Gottes ¹⁰⁾ und die als heidnisch gerügten Gebräuche; dasselbe geschah auch durch eine Bulle des Papstes Klemens XI. a. 1715 und noch später 1742 von P. Benedikt XIV. in der Bulle: *Ex quo singulari etc.*, in der

¹⁰⁾ Im Jahre 1700 ließ der Kaiser Kang—hi durch ein öffentliches Edikt erklären, daß man in China einen Schöpfer und Herrn des ganzen Weltalls, ein höchstes Wesen verehere, welches mit dem körperlichen Himmel nicht Eines,

befohlen wurde den Namen Gottes durch „Tien—tschu“, d. i. „Herr des Himmels“ auszudrücken, aber jeder Missionär eidlich verpflichtet wird, die heidnischen Gebräuche zu unterdrücken. Das Ansehen der Missionäre ward durch diese Maßregeln gewaltig erschüttert, die Gläubigen wurden verwirrt, die Ungläubigen erbittert und der Kaiser, als ein neuer Legat 1720 die päpstliche Bulle kundmachen wollte, so aufgebracht, daß er drohte alle Missionäre, mit Ausnahme Weniger, aus seinem Reiche zu vertreiben, wenn sie von ihren Streitigkeiten nicht abließen und er gestattete nur den mit einem kais. Patente versehenen Priestern im Lande den Aufenthalt. Kaum war Kanghi todt, so brach unter seinem Nachfolger Yong—tsching (1722) die Verfolgung los. Nur in Peking und Canton sollten die europäischen Missionäre sich aufhalten dürfen, die Kirchen in den Provinzen bei 300 an der Zahl, sollten niedergerissen oder zu andern Zwecken verwendet werden. Dieser Befehl wurde mit ziemlicher Strenge vollzogen. Nur die eingebornen Priester und Katechisten konnten ungehindert mit den Gläubigen verkehren, europäische aber nur unter großen Gefahren, besonders als 1732 die Verbannungsbefehle gegen sie verschärft und die zu Canton befindlichen mit Gewalt nach Macao transportirt wurden. Da starb plötzlich der K. Yong—tsching den 7. Oktober 1735.

sondern vielmehr der Erschaffer und Beherrscher des Himmels ist. — Diese Erklärung scheint durch die Streitigkeiten der Missionäre veranlaßt worden zu sein, oder durch ihren Tadel; doch in Rom wurde sie nicht berücksichtigt, das Wort „Tien“ blieb verboten zur Bezeichnung Gottes, da bei den Chinesen „der Himmel“ nicht wie bei uns bildlich auch für Gott gebraucht wird, sondern eine unpersönliche göttliche Kraft bezeichnet.

Die Christen schöpften aus dem milden Charakter des neuen Kaisers Kienlong, wie er sich aus seinen ersten Regierungs=Akten kund gab, große Hoffnungen; aber sie wurden bitter enttäuscht. Die Verfolgung wüthete heftiger, als vorher. Zuerst wurden die Soldaten, die den christlichen Glauben angenommen hatten, grausam behandelt, dann aber auch viele aus dem Volke ihres Glaubens willen mit Gefängniß, Foltern und Verbannung bestraft, selbst in Peking, wo bisher die Christen unangefochten geblieben waren, nahmen die Verbote, Drohungen und Plackereien immer mehr zu und unter diesem Kaiser, der die Dienste der am Hofe als Mathe=matiker, Mechaniker, Maler, Aerzte und Apotheker verwendeten Missionäre (Jesuiten) mehr als einer seiner Vorgänger in Anspruch nahm und neuen Ankömm=lingen zur Ausfüllung der durch den Tod entstandenen Lücken bereitwillig den Eingang in's Reich erlaubte, sie auf Staatskosten nach Peking kommen ließ, ergingen grausame Befehle gegen die christliche Religion und er bestätigte 1747 die Todesurtheile gegen den Bischof von Mauricastro, Sanz, und sieben andre Missionäre. Zwar ließ seit 1750 die Verfolgung an Heftigkeit nach und der Kaiser wurde, je älter, desto mehr den Europäern (an seinem Hofe) günstiger, er sprach sich öfter für eine milde Behandlung der Christen und ihrer Hirten aus, nahm selten mehr Klagen gegen sie an, weil aber die Verfolgungsedikte nicht aufgehoben wurden, so verging kaum ein Jahr, wo nicht hin und wieder die Christen von den Mandarinen geplagt wurden. Die durch die langjährigen Verfolgungen schon zerrütteten Missionen erlitten aber einen Hauptschlag durch die Aufhebung des Jesuitenordens — 1773 —, den seine Feinde selbst bis an den Hof zu Peking mit ihren Verläumdungen —

doch vergeblich — verfolgten. Die Jesuiten blieben in China unangefochten, aber die durch Krankheit und Tod entstandenen Lücken konnten andere Orden, auch die durch Thätigkeit und Eifer ausgezeichneten Lazaristen nicht ausfüllen; am Hofe selbst aber waren sie unersetzbar. Als aber durch die Revolution auch das Missions-Seminar in Paris aufgehoben und die Propaganda in Rom in ihrer Thätigkeit gehemmt worden war, da schien es um das Christenthum in China geschehen zu sein. Zudem wurde der Zustand des Reiches immer mehr zerrüttet durch innere Unruhen. Der thatkräftige und kluge Kaiser Kienlong hatte die aufrührerischen Elemente mit Gewalt niedergehalten, als er aber altersschwach 1795 die Regierung seinem Sohne Kia—king übergeben, da erhob die Empörung kühn ihr Haupt, bedrohte ihn sogar in seinem Palaste und konnte nur nach achtjährigen blutigen Kämpfen gedämpft werden; aber sie bricht wie eine unheilbare Wunde immer wieder aus und bedroht eben jetzt mehr, als je, die Existenz des Reiches.

Der erwähnte Aufruhr in den Neunziger Jahren, sowie die nachfolgenden, erschwerten die Lage der Christen ungemein; denn immer haben ihre Feinde gegen sie die Beschuldigung vorgebracht, als ließen sie sich in die Verschwörungen gegen die herrschende Dynastie ein und ob auch diese Verläumdung sich immer, als solche, bewiesen hat, so war sie doch Ursache, daß die Missionäre endlich auch aus Peking vertrieben wurden, wo sie bisher am wenigsten beunruhigt worden waren und daß viele Christen in die blutigen Verfolgungen gegen die Aufrührer verslochten wurden. Die inneren Unruhen und der unverilgbare Argwohn gegen die Fremden waren auch Ursache, daß der

Kaiser 1815 ein neues scharfes Edikt gegen die christliche Religion erließ, in Folge dessen eine blutige Verfolgung besonders in der Provinz Su—tschuen sich erhob, die durch zwei Jahre anhielt und in welcher der apostolische Vikar dieser Provinz, der Bischof von Trabana, mit seinem Coadjutor und neun Priestern und einer großen Anzahl von Laien jeden Alters und Geschlechtes theils den Martertod erlitten, theils zur Verbannung oder lebenslänglichem Kerker verurtheilt wurden. Auch der folgende Kaiser Tao—kuang, der 1820 die Regierung des Reiches unter sehr bedenklichen Umständen übernahm, erließ gegen die Rebellen und gegen das Sektenwesen scharfe Verfolgungsedikte und die Christen hatten je nach den Launen der Mandarinen mehr oder weniger zu leiden, besonders in den Jahren, in denen innere Unruhen das Mißtrauen und die Maßregeln gegen die aufrührerischen Sekten wieder geschärft haben, so in den Jahren 1828—33, in denen der apostolische Vikar, Ignaz Delgado, mit mehreren Christen den Martertod erlitt und selbst Glieder der kaiserlichen Familie des Glaubens wegen aller Würden entsetzt und in die Verbannung geschickt wurden, dann in den Jahren 1836 und 1839 und noch später bis zum Jahre 1845. Zu verwundern ist es, daß bei der geringen Anzahl, zu der die Missionäre in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts zusammengeschnolzen waren, bei den Schwierigkeiten, die ihnen die strengen Gesetze gegen die Fremden in Ausübung ihres Berufes bereiteten, bei den so lange schon fort dauernden Verfolgungen — seit Kaiser Kang—hi's Tode (1722) hatten die Christen keine wahre Ruhe mehr — doch eine so ansehnliche Schaar gläubiger Bekenner — bei 200000 — übrig geblieben und

es ist nicht nur ein Beweis, daß das Christenthum schon tiefe Wurzeln in China gefaßt, sondern auch ein Zeichen, daß daselbst eine große Empfänglichkeit für dasselbe vorhanden und dem Volke auch die nöthige Festigkeit innewohne, in dem einmal-erkannten Wahren zu beharren, was eben auch unsre Hoffnungen für die Zukunft belebt.

Mit dem Jahre 1845 schien eine neue Epoche für das Christenthum in China zu beginnen. Nachdem durch den Traktat vom 29. August 1842 der Krieg mit England beendigt und das himmlische Reich dem allgemeinen Handel eröffnet worden, hat Frankreich 1845 auch dem Evangelium den freien Zutritt erwirkt. Auf Betrieb des französischen Gesandten und auf den Bericht seines Bevollmächtigten in den Unterhandlungen, Ke—ying, hat der Kaiser die Gesetze gegen die christliche Religion aufgehoben, sie, als die Religion der westlichen Völker, nicht nur als unschädlich, sondern als einen empfehlenswerthen Glauben erklärt, den Christen die noch vorhandenen Kirchen zurückzugeben befohlen und den einheimischen Priestern überall, den fremden in den bezeichneten fünf Hafenstädten freie Uebung ihres Amtes erlaubt. Diese günstige Wendung versprach um so reichlichere Früchte zu tragen, da seit der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu sich die Zahl der Missionäre vermehrt hatte und durch das Emporblühen der Missionsvereine, denen seit 1844 mit besonderer Rücksicht auf China der Verein der heiligen Kindheit sich angeschlossen, die moralische und materielle Unterstützung der Missionen gesichert schien. Daß auch P. Gregor XVI. große Hoffnungen für die Ausbreitung des Glaubens in China gehegt, hat er dadurch bewiesen, daß er noch im selben Jahre 1845 vier neue Bisthümer im östlichen China errichtete

und wirklich rechtfertigten die Berichte der Missionäre seit jener Zeit diese Hoffnungen. Um so schmerzlicher mußte die Nachricht von der neuen ungünstigen Wendung der Dinge berühren, daß nämlich einerseits die Christen zum Anschluß an die Insurrektion gezwungen, anderseits aber eben mit den aufrührerischen Sekten in eine Kategorie gestellt und von den Regierungsorganen verfolgt werden. Möchten die Tage der Prüfung abgekürzt werden und wie einst in der alternden römischen Welt, während das Reich — der Leib — seinem Ende zueilte, das Christenthum sich befestigte, so in der zerfallenden Ruine der alten Welt — in China — der Geist erstarken, der „Alles neu macht“; das ist der Wunsch eines jeden gläubigen Gemüthes, ein Wunsch, den einst die Inschrift auf der von P. Adam Schall a. 1650 zu Peking erbauten, im J. 1773 durch Brand zerstörten Kirche in den Worten aussprach:

*Qua monstrat salvator iter cum virgine matre,
China, diu amissam concita carpe viam!*

„Sieh, dir zeigt der Erlöser den Weg und die
himmlische Jungfrau!

China, betritt ihn schnell, den du so lange verkannt!“

†.

Allerlei praktische und unpraktische Gedanken.

1.

D schöne Zeit, du bist dahin geschwunden,
Wo stets auf Christus wies des Lehrers Hand,
Wo's hieß: „Durch ihn allein kannst du gesunden!“
Die Wissenschaft auf ihm, als Grunde, stand!